



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Witz und Humor im deutschen Volksthum.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und die feierliche Bestattung stattfindet, da sind es wiederum die Frauen, welche dem Todten die letzten Liebes- und Abschiedsworte zurufen. „Großes Leid, sagt Andromache, hast du uns allen mit deinem Tode zugefügt, am meisten aber mir; denn du hast mir nicht vom Sterbelager die Hand entgegen-gestreckt, noch mir ein letztes Liebeswort gesagt, an das ich in allen Tagen meines Kummerz mich erinnern könnte“. Auch Hekabe, die Mutter, und Helena beklagen den Todten, und die dienenden Frauen erheben die laute Todtenklage. „Also feierten sie die Bestattung des reisigen Hektor.“ —

Wenn wir nun aus dem Gebiete poetischer Ueberlieferungen in die geschichtliche Zeit übergehen, aus der uns sichere Zeugnisse überliefert sind, so tritt uns ein auffallender Unterschied in der Stellung der Frauen bei den einzelnen Volksstämmen der Griechen entgegen. Den bedeutenden und interessanten Gegensatz zwischen dem dorischen und ionischen Volkscharakter, wie er sich in Sprache, Sitte, Architektur, Musik und Lebenseinrichtungen äußert, mit allen seinen Folgen hier zu entwickeln muß ich mir versagen. Ich begnüge mich diejenigen Seiten hervorzuheben, welche für unser Thema ausschlaggebend sind, und beschränke mich wie unsere Quellen im Ganzen auf die Hauptrepräsentanten beider Stämme, die Spartaner und Athener.

Witz und Humor im deutschen Volksthum.

Deutscher Volkshumor. Von Moritz Busch. Leipzig, Verlag von Fr. W. Grunow, 1877.

Der Kern oder sagen wir der Keim dieses Buches, mit dem eine Lücke in unserer Literatur ausgefüllt wird, ist ein Aufsatz, den dieses Blatt in der Karnevalswoche des vorigen Jahres vom Verfasser brachte. Derselbe hatte dort zeigen können, daß den Deutschen die Gabe und Gelegenheit, einen guten Spaß machen zu können, zu allen Zeiten fast ebenso viel werth gewesen ist als die Fähigkeit, ein gut Stück Arbeit liefern zu können. Dieser Artikel hatte sich dann zusehends durch neue Gesichtspunkte und Beispiele erweitert, und so hatte sich zuletzt so viel Material ergößlichster Art zusammengefunden, daß die kurzen Absätze jener Abhandlung zu ebenso vielen Kapiteln wurden und das Ganze sich in einen stattlichen Band von 352 Seiten verwandelte. „Ich suchte weiter“, sagt Busch in den einleitenden Worten, „und entdeckte mehr und mehr von jenem liebenswerthen Zuge im Charakter unseres Volkes, ging über die Grenze und verglich das dort Gefundene mit dem Heimischen und kam dabei zu dem

dankbaren Gefühle, daß wir in dieser Beziehung besonders bevorzugt und begnadet seien, woraus sich allmählig der Wunsch entwickelte, auch Andere sich dieses Gefühls erfreuen zu sehen. So entstand zuletzt ein Buch, bei dessen Abfassung Verliebtheit in meinen Gegenstand den Stoff zusammengetragen und die Anordnung und Verzierung vorgenommen hatte, und das ich keinem Bessern widmen konnte, als dem, der es angeregt hatte, dem Geiste des Karnevals, dieses Gedenktags der fröhlichen, übermüthigen Zeit, die uns als die goldene Aera des deutschen Volkshumors zu gelten hat.“

Das war ein guter Gedanke, der, wie wir hören, zunächst vom deutschen Buchhandel in dem Maße anerkannt worden ist, daß noch während des Drucks der ersten Auflage eine zweite nothwendig wurde, und dessen Ausführung weiteren Erfolg wünschen und hoffen läßt. Der Verfasser hat bei seiner Arbeit nur das ins Auge gefaßt, was der Titel seiner Schrift besagt, den im Volke lebenden Witz und Humor, nicht denjenigen also, der sich in den Kreisen der gelehrten Welt, in der Literatur oder sonst in der Sphäre der Gebildeten kundgibt. In jener Beschränkung aber ist sein Buch ein wahres Schatzkästlein dessen, was die in der deutschen Nation lebende Komik auf den verschiedenen Gebieten des Lebens zu Tage gefördert hat. Daß es nicht alles enthält, was hier Beachtung verdient, scheint der Verfasser sich selbst bewußt gewesen zu sein, als er den Titel „Deutscher Volkshumor“ wählte, was doch wohl nur Etwas vom deutschen Volkshumor, Proben und Beispiele desselben heißen soll, auch versteht sich das eigentlich von selbst; denn die Spiegelungen und Gestalten dieser Thätigkeit unseres Volksthums sind eben unendlich, und so wird man sich bei der Sammlung von hierher gehörigen Belegen immer ein gewisses Maß setzen müssen.

Sehen wir uns nun das auch seiner äußeren Ausstattung nach sehr ansprechende Buch näher an, so führt es uns im ersten Kapitel, welches sich „Das Narrenzeitalter der Deutschen“ nennt, zunächst, an Servinus sich anlehnd, in jene „fröhliche, übermüthige Zeit“ im vierzehnten Jahrhundert ein, „die uns als die goldne Aera des deutschen Volkshumors zu gelten hat“, und von der wir hier ein ungemein lebendiges, farbenreiches Bild erhalten. Es ist die Zeit, die im Pfaffen Amis und im Till Eulenspiegel ihre Typen fand. Bis dahin hatte in weltlichen Dingen fast allenthalben der Adel allein etwas gegolten und geschaffen. Jetzt begann es sich auch tiefer zu regen. Das Bürgerthum strebte, immer mehr erstarkend und sich fühlend, nach Besitz und Einfluß, und der kleine Mann auf dem Lande draußen, der Dorfgeistliche, der Bauer, der Bettelmönch folgte, so gut er es vermochte. Dabei wurde man gewahr, daß man in seiner Natürlichkeit, seinem gesunden Menschenverstande und seiner Wahrhaftigkeit Eigenschaften besaß, welche im Hinblick auf die zur Un-

natur gewordene Bildung und Denkart der höflichen und ritterlichen Kreise, auf die zwecklosen Düsteleien der Gelehrten, auf die himmelsfüchtige Mystik des einen und den leeren Ceremoniendienst des andern Theils der Kirche nicht zu verachtende Vorzüge darstellten. Bald lernte das Volk diese Vorzüge zu Vortheilen ausmünzen, und wenn vor seinem Mutterwitz die Bornehmheit der Adligen und die schale Weisheit der Schule bisweilen das Feld räumen mußten, so nahm sich das komisch aus. Es sah sich an wie David und Goliath. Die Stimmung der Zeit verfolgte eine Richtung, wie sie einst die Quäker verfolgt hatten, und wie sie später Rousseau einschlug, d. h. die einfache Menschlichkeit suchte sich von den Banden freizumachen, in die sie die Ueberfeinerung der Sitte und Lehre geschlagen. Zugleich aber strebten die Stände, welche die Einfalt der Natur vertraten, mit Macht zu der Stellung empor, die das in ihnen erwachte Selbstgefühl verlangte. Dem Gewaltbesitz der herrschenden Klassen gegenüber bediente man sich der List, der Angriffswaffe aller Schwachen, als Schild nahm man den Schein der Thorheit vor. Der Narr erschien ungefährlich in seinem Reden und Thun, aber er hatte den Schelm im Nacken und verstand es vortrefflich, die Blößen des Gegners herauszufinden und ihm zur rechten Zeit ein Bein zu stellen.

Allmählich waren hierdurch weite Kreise des Volkes und ein Theil der Literatur zu einem Bilde der verkehrten Welt geworden. Das Niedere rückte herauf, das Obere herunter. Schnurren, Possen und burleske Brellkünste gingen von Mund zu Mund, das Sylbenstechen, Hänfeln, Foppen und Neckens florirte, wo man ging und stand. Raum gab es noch etwas Ernstes, dem sich nicht ein Spaß an den Arm oder auf den Rücken hing. Wie unter den Menschen, so nahm in den schalkhaften Historien dieser Tage auch unter den Thieren und droben im Himmel Alles diese Wendung. Der Humor wurde als lustiger Rath Hausgenosse der Fürsten. Er stellte sich Possen reizend neben den Arzt, der mit seinen Wunderkuren und seinen Alles heilenden Pillen und Tränkchen die Märkte besuchte. Wie früher die Geißler im Büßergewande, so zogen jetzt fahrende Leute mit dem Fuchsschwanz und den Eselsohren, den Schellen und dem Kolben des Hanswurfts in Schaaren durch die Städte, und statt der Litaneien jener erschallten nun die Jubelrufe und Neckereien dieser in den Gassen. Zuweilen warf ein Narrenverein den Ernst ganz bei Seite und lebte im steten Gegensatz zu der Ehrbarkeit und Geseßtheit des bürgerlichen Herkommens — ein Antipode des Mönchthums in seinem Gegensatz zur Weltlichkeit. Spaßvögel wanderten, mit Thorheiten den Alltagsverstand bekämpfend, durch das Land — eine Parodie der fahrenden Ritter, die ehemals gegen Riesen und Drachen gestritten. An den Universitäten disputirte man über skurrile Themata. Die Aufnahmeceremonien der Zünfte erhielten komische

Zuthaten. Als die Buchdruckerkunst erfunden wurde, warf sie neben ernster Literatur auch eine Fülle von Schwänkesammlungen auf den Markt. Die Sprache bereicherte ihren Schatz an scherzhaften, barocken und ironischen Ausdrücken und Redewendungen. Ernstern Sprichwörtern wurde ein Schwänzchen, angeblich aus der Erfahrung, angehangen, welches sie in eine komische Anekdote verwandelte. Es entstanden wunderliche Familiennamen, die noch heute fortleben. Die einzelnen Stände und Berufsarten mußten sich Spitznamen geben lassen, an die sich allerhand neckische Historien knüpften. Die Städte und Dörfer verirrten einander und sagten sich verschiedene einfältige Eigenschaften und Sitten, verschiedene grobe Mißverständnisse und Pinselstreiche nach, die dann im Buche von den Schildbürgern zusammengefaßt wurden. Lügenlieder, Lügenmärchen, Geschichten von dummen Jungen, die durch unerhörte Einfalt ergözten, Münchhausiaden u. d. feierten die verkehrte Welt. Die ausgelassensten Trinklieder erschallten in den Weinkellern und Bierschenken. Auch das bisher für heilig Gehaltene, sogar das wirklich Heilige fiel dem souverän gewordenen Humor. Nicht bloß die Bechstube und der Jahrmarkt erfreuten sich an seinen derben Späßen, selbst der Altar mußte sie dulden, und sogar von der Kanzel herab schnitt er der andächtigen Gemeinde seine Gesichter.

Dieses von Urzeiten her dagewesene, in der Zeit des vierzehnten Jahrhunderts nur zu höchster Lebendigkeit und größter Reichlichkeit des Schaffens erwachte Wohlgefallen an der komischen Seite der Dinge, diese Neigung, die Welt auf den Kopf zu stellen, das Große klein und das Kleine groß zu machen und selbst am Erhabnen die Achillesferse zu suchen, wo die Waffe des Spottes haftet, dieses Auge und dieses Ohr für das Lächerliche, dieser Trieb zu lustigem Fabuliren, zum Erfinden von Unsinn, zum Necken und Foppen war nun ein Erbe, das den Deutschen die Jahrhunderte hindurch erhalten blieb und, wie wir in jedem Rathskeller und jeder Dorfschenke, an jedem Kalender von altem Schrot und Korn sehen, und wie der weitere Inhalt des vorliegenden Buches mit einer Fülle anmuthiger Beweise belegt, noch heute in der Nation fröhlich fortlebt.

Gleich das nächste Kapitel, welches „Der Humor als Namengeber und Verläumder“ überschrieben ist, und in welchem die Thatsache, daß die Deutschen von alten Zeiten her närrische Seiten an einander herauszufinden oder sich lächerliche Züge und Streiche anzudichten liebten, insofern besprochen wird, als diese Neigung zur Entstehung komischer Familiennamen und zur Verspottung der meisten Handwerke und Berufsarten sowie zu allerhand schlimmer Nachrede in Betreff einzelner deutscher Stämme führte, enthält eine Menge solcher Belege. Besonders reich ist der Abschnitt über die Art und Weise, in welcher der Geist des Schabernacks die löbliche Zunft gezaust und mit der Lauge seines

Spottes begossen hat, die unser sterbliches Theil mit Kleidern versorgt. Aber auch bei den andern Ständen und Gewerben ist unseres Wissens nichts unbeachtet geblieben, was der Volkshumor in seiner Lust am Schrauben und Foppen vergnüglich an ihnen verbrochen hat, und Dasselbe gilt von den Sachsen und Schwaben, den Hessen, Westfalen, Schlesiern und wie sie sonst heißen, denen jener neckische Kobold „eins angehangen hat“. Ist darunter manches, was verdrießen kann, so ist anzunehmen, daß dieß verständige Leute nicht anfechten wird. Zum Ueberfluß aber beginnt der Verfasser diesen Abschnitt mit der Entschuldigung: „Mit Gunst, und nichts für ungut! Wer im Nachstehenden auf etwas stößt, was ihn verstimmen will, der erinnere sich, bevor er sich ärgert, an zweierlei: erstens, daß das Buch eine Gabe zum Karneval sein will, und daß während des Karnevals Narrenfreiheit herrscht, die allen Scherz, aber weder Uebelnehmen noch Uebelmeinen erlaubt, zweitens, daß sich viel vornehmere Leute als wir, der Doctor Luther und der alte Fritz, andere große Helden und Heilige und, wie schon bemerkt, der Herr Christus, ja der liebe Gott selber gefallen lassen sollen und wirklich geduldig gefallen lassen, daß die Ausgelassenheit des deutschen Volkshumors ihrem Wesen eine Dosis Komik beimischt und allerlei Schnurren und Schwänke von ihnen erzählt.“ Wir meinen, es hätte hier auch noch das Sprichwort herangezogen werden können: „Was sich liebt, das neckt sich“, wenn man Rücksicht auf beschränkte Köpfe nehmen zu müssen meinte, die keinen Spaß verstehen.

Noch viel häufiger und bunter als die Fälle, wo der Humor des Volkes ganze Landschaften und Stämme Deutschlands verspottet und schraubt, sind diejenigen, wo er einzelne Städte oder Dörfer neckt oder in die verkehrte Welt versetzt, und so beschäftigen sich mit den Erzeugnissen dieser Neckerei, den deutschen Narrenstädten, die ihr Gesamtbild in Schilda haben, nicht weniger als drei Kapitel unseres Buches, die denn die Sache auch so ziemlich erschöpfen, indem sie uns zunächst über die Entstehung und weite Verbreitung der Nachreden unterrichten, welche Hunderte von deutschen Orten lächerlich machten, und sodann die Geschichte, die ihnen nachgesagt werden und die Spitznamen, mit denen man sie oder ihre Einwohner ärgert, Revüe passiren lassen. Wir ersehen daraus, daß in Norddeutschland Schleswig-Holstein und die Provinz Preußen, im Süden aber Schwaben, die Schweiz und Tirol besonders reich an Städtchen und Dörfern sind, denen der Volkswitz Schildbürgerstreiche angedichtet oder komische Beinamen gegeben hat. Der Bericht über die transalbingischen Schildbürger umfaßt nicht weniger als zehn, der über die ost- und westpreußischen fast sieben, der über die westfälischen fünf Seiten unsrer Schrift, während die schwäbischen Verwandten deren mehr als sechs, die schweizerischen deren nahezu acht in Anspruch nehmen.

Wir geben als Proben der Reichhaltigkeit des Mitgetheilten und der anmuthigen Art, mit der die längeren Geschichten erzählt werden, den Abschnitt über die Provinz Preußen und über die Spitznamen der aargauischen Städte wieder.

„Die Bartener in der Provinz Preußen werden „Kefel“ genannt. Von den Bauern in Butsch bei Christburg wird erzählt: sie waren einmal im Krüge zur Schulzenwahl versammelt, es wollte aber niemand Schulz werden. Zufällig kroch eine Laus, die ein Bettler verloren hatte, über die Bank. Da kam man überein, die Laus auf den Tisch zu setzen und den, auf welchen sie zufrische, zum Schulzen zu machen. Dann legte man die Laus für ähnliche Gelegenheiten an eine Kette. Daher die Redensart, „Den Butsch steit de Lus an de Keed“. „Sechs Dinge findet man in Danzig an jedem Flecke: Huren und Diebe, Flöhe und Fliegen, Hunde und Dreck.“ Von dem Dorfe Daubarre ist das Neckwort im Umlaufe: „Daubarre, wo de junge Hundkes gemakt ware“.

Domnau ist das Abdera Preußens. Ironisch sagt man: „Aus Domnau Verstand holen;“ spöttisch erklärt man von jemand, der schwer von Begriffen ist: „Er ist aus Domnau“. Einst wurde in Domnau ein Dieb zum Galgen geführt, wobei ihn alle Rathsherrn begleiteten. Der Richtstätte nahe, bat er um die Vergünstigung, sich noch beim nächsten Bäcker ein Düttchenbrot kaufen zu dürfen. Die Bitte wurde ihm gewährt, und der Bürgermeister schenkte ihm sogar das Düttchen (Silbergroschen). Der Delinquent kaufte sich darauf bei dem am Thore wohnenden Bäcker das Brot, entwischte aber damit und rief den ihm verblüfft nachstarenden Rathsherrn zu: „Dank, Domnauer, fert Düttchenbrot.“ Seitdem nehmen es die Bäcker dort übel, wenn man ein Düttchenbrot bei ihnen verlangt, man muß „Silbergroschenbrot“ sagen. Eine Redensart lautet: He Löckmullt wie de Domnausche Stadtboll“. Die Domnauer sahen nämlich einmal auf ihrem Thorthurme schönes Gras wachsen, und damit das nicht umkomme, nahmen sie den Stadtbullen, warfen ihm eine Schlinge um den Hals und zogen ihn auf den Thurm hinauf, damit er das Gras abweide. Dem Ersticken nahe, streckte er unterwegs die Zunge zum Maule heraus. Da schriegen die Domnauer (wie einst die Valenburger): „Seht, seht, er leckmault schon darnach!“ Das Sprichwort: „Gute Nacht, meine Herren Domnauer“ soll folgenden Ursprung haben. Ein Dieb, der zum Galgen verurtheilt war, bat, ihn ein paar Tage frei zu lassen, da es im Gefängniß so langweilig sei. Man entließ ihn, nachdem er eidlich gelobt, sich an dem zur Execution bestimmten Tage zu stellen. Er kam auch richtig in der Nacht vor diesem Tage wieder. Aber als er sich am Thore meldete, ließ man ihn nicht ein und sagte, er möchte bei hellem Tage wiederkommen. Das hielt er aber nicht für nöthig,

da er seinem Eide nachgekommen war, und so sagte er: „Gute Nacht, liebe Herren Domnauer“ und ging von dannen in alle Welt.

Die Schippenbeiler führen den Namen der Erbsenschmecker, indem sie einem Bauer, wie ein Lied ausführlich erzählt, seine ganze Ladung grauer Erbsen in entnommenen Proben „aufgeschmeckt“, d. h. weggekostet haben sollen. Auch nennt man sie Bärenstecher, weil sie ihren Bürgermeister, als er sich in Königsberg einen Bärenpelz angeschafft hatte und in dem neuen Staate prangend heimkehrte, für einen Bären hielten und mit Speißen und Büchsen anfielen. „Ga na Rominte, Zigge opschwänze“, ist eine Redensart, die sich auf das Dorf Rominten im Goldapper Kreise bezieht. Dasselbe war früher sehr schmutzig und arm. Man konnte sich keine Kühe, sondern nur Ziegen halten, und der Noth im Orte war so tief, daß er diesen bis an die Schwänze reichte. Daher gab man ihnen spottweise den Rath, ihre Ziegen aufzuschwänzen. Die Einwohner des Dorfes Fischhausen im Samlande heißen „Möckeprottscher“, d. h. Mückenspritzer. Einmal nämlich, so wird erzählt, wurde plötzlich Feuerlärm geschlagen, es hieß, der Kirchturm brenne, und in der That sah man dicke Rauchwolken um ihn herumwirbeln. Die Leute liefen also rasch mit ihren Löschgeräthen herzu und spritzten, was das Zeug hielt, worauf sich der Rauch nach einer Weile verzog. Als man aber näher zusah, war es gar kein Rauch, sondern nur ein großer Schwarm sogenannter Haffmücken gewesen. Die Königsberger heißen bald „Glomsnickels“, bald „Sperlingschlucker“. Der erstere Beiname wird von ihrer Vorliebe für „Schmand und Glumse“, Sahne und saure Milch, der letztere von einem Mißgeschick des sogenannten altstädtischen Tappers hergeleitet. Dieser am altstädtischen Rathhause angebrachte, früher mit einer Krone geschmückte Kopf bezeichnete jeden Stundenschlag durch Aufsperrn und Zuklappen seines großen Mundes, bis ihm dabei einmal ein Sperling hineinflog, der den Mechanismus verdarb. Die Bewohner des Städtchens Löbenicht, welches jetzt einen Theil von Königsberg bildet, hießen früher die „Bauern“. Ein dortiger Bürger begann ein Haus zu bauen, starb aber, ehe es fertig war. Sein Sohn, welcher studirte, mußte die hohe Schule verlassen, um den Handel seines Vaters fortzuführen und seiner Mutter bei der Wirthschaft zu helfen. Er baute das Haus aus und ließ auf dasselbe einen Neptun mit dem Dreizack setzen. Die Löbenichter aber glaubten, „der Bauer mit der Mistgabel“ sei ihnen zum Spott aufgestellt worden. Männer und Weiber rotteten sich mit Speißen und Stangen, Spinnrocken und Besenstielen zusammen und wollten dem guten Manne das Haus stürmen. Er sah oben zum Fenster hinaus und fragte: „Liebe Nachbarn, was bedeutet das?“ Die Gemeinde schrie hinauf: „Den Bauern vom Hause herunter!“ Er erwiderte: „Aber, liebe Nachbarn, es ist ja gar kein Bauer, es ist der Neptunus.“ „Was?“

rief die Gemeinde, „was sagst Du uns von dem Klimsklums? Den Bauern vom Hause, oder wir wollen Dir etwas Anderes zeigen.“

„Hietsch! Hietsch!“ ist in der Gegend von Bözen ein Ruf, mit dem man junge Pferde an sich lockt, dann aber auch ein Spitzname für die Bewohner des Dorfes Wissowatten. In der Nähe desselben soll ehemals ein großer Wald gestanden haben. Der dortige Förster lud die Bauern ein, bei ihm zu Mittag zu essen; er wolle ihnen ein Elenthier vorsetzen, welches er geschossen habe. Das Fleisch mundete den Leuten, aber nach der Mahlzeit offenbarte ihnen der Jäger, daß sie ein Füllen verpeist hatten. Seit der Zeit werden sie damit geneckt. Nach einer alten Urkunde soll der, welcher durch Wissowatten reist und „Hietsch! Hietsch!“ ruft, zur Strafe eine Tonne Bier und eine Leine Kringel zahlen. Von Rückgarben, einem Dorfe bei Schippenbeil, sagt man in der Umgegend; „Hei hefft et önniglich wie de rückgarwische Kinder.“ Bei einer Visitation bekam der Superintendent von den Schülern keine Antworten, der Lehrer aber entschuldigte sich damit, daß er sagte, „sie hätten es innerlich“. Wer nach Frauenburg kommt, ist „in den Bockstall“ gerathen; die Bewohner der Stadt sind „Bockstößer“.

Stark verspottet werden die Bewohner von Mühlhausen an der Ostbahn, „wo sie mit dem Langholz querüber hereinkommen“, wo sie ferner „die großen Reilchen“ und „die lange Suppe machen“, und wo sie den großen Krebs im Teiche an einer Kette liegen haben, weil er ihnen die Stadtmauer umgefressen hat. In Perwusen, einem Dorfe zwischen Silau und Bartenstein, gehen die Hunde mit „Schlorren“ (Pantoffeln) umher und bellen mit den Schwänzen. Das Dorf Draupchen bei Insterburg führt den Spitznamen Pieptrurig, welcher einen Betrübten bezeichnet. Den Piltkallern sagt man spöttisch nach, daß sie sich die Zähne stocherten, wenn sie Milch genossen hätten. Die Bewohner des Kirchdorfs Goldbach bei Tapiau werden „Brachterrieter“ (Bettlerzerreißer) gescholten, weil die Sage erzählt, sie hätten einst ruhig zugeesehen, wie ihre Hunde einen Bettler in Stücke zerrissen. Noch jetzt sollen sie „Flicker“ von den Kleidern des Unglücklichen zwischen den Zähnen haben. Außerdem wird ihnen von den Nachbarn Neigung zum Klatschen und Schänden Schuld gegeben. In Pröbbernau, einem Dorfe am äußersten Ende der Danziger Mehrung, „ist die Welt mit Bretern verschlagen“, auch bellen die Hunde hier gleichfalls mit dem Schwanze. Von dem Dorfe Natfsche im Kreise Piltkallen geht die Redensart: „Du böst woll von Natfsche, wo se de Flinse (Buchweizenkuchen) op ene Sid backe on de Wagens op ene Sid schmere?“ was man zu Jedem sagt, der eine Arbeit ungeschickt oder bloß halb macht. Die Bewohner von Tolkenit nennt man „Stintstecher“, und es heißt, daß der Ort einmal von einem Heere von Stinten belagert und erobert worden sei. Ferner sagt man: „Er ist aus

Tolkemit am Frischen Haß, wo der Mal an der großen Kette liegt“. Dann: „In Tolkemit wohnen neunundneunzig Töpfer; wenn der hundertste jung wird, stirbt einer“. Endlich: „Den Tolkemit liggt e grote Steen, on wenn de Hahn kreegt, röhr he söt“ — nämlich der Hahn. „Trink ut on komm on häng de Handschke ävve Schuller“ ist zu Kumehnen im Kreise Fischhausen eine gefährliche Aeußerung, die man nur wagen darf, wenn man die Hand schon auf der Thürklinke hat. Die Kumehner sollen durch diese Worte zum Heimgehen aus dem Krüge aufgefordert, sich darnach aber erst recht festgesetzt haben. „Er ist ein Ungetaufter“, sagt man in Preußen von den Bewohnern des Dorfes Karczupchen im Gumbinner Kreise, weil Leute aus diesem Orte einst mit einem Kinde zur Taufe gefahren seien, sich aber unterwegs in der Schenke so gut gefallen haben sollen, daß sie die Kirche vergessen und das Kind ungetauft wieder nach Hause gebracht hätten.

„Von wo bist Du?“ — Vom Ksionsker Rohrbruch, wo der Kriebiz den Bullen todstrief“, ist ein Neckwort im Kreise Strassburg. „Von wo bist Du?“ — „Von Ferrentowitz, wo sie die großen Keilchen kochen, vom halben Scheffel drei“ sagt man bei Rheden, und die Gefoppten geben zur Antwort: „Wir kochen nicht vom halben Scheffel, sondern von Mehl Keilchen“. In Nikolaiten liegt ein Stin hengst an der Kette. „Es giebt dreierlei Menschen: gute, schlechte und Billkaller“. „Es gibt verschiedene Menschen: gute Menschen, böse Menschen und Tolkemiter.“ Die Bauern des Dorfes Kromargen führen in der Gegend von Gilau den Spitznamen „Klofschieter“. Die Rastenburger werden mit dem Namen „Kapusendiebe“ geärgert. Die Gegend von Zinten heißt bei den Nachbarn die „Hundstürkei“. Wenn man die Bewohner der Gegend zwischen Labiau und Tapiau in den Harnisch bringen will, sagt man von ihnen, sie stammten aus dem Hundemacherwinkel. Eine oft gehörte Redensart ist: „Er ist dreist wie ein Braunsberger“. Leute, die es den Ausländern in der Sprache und im Benehmen nachthun wollen, werden „Ausländer aus Zinten“ genannt. Veranlassung zu dieser Bezeichnung sollen Handwerksburschen aus Zinten gegeben haben, die sich in Domnau für Weithergewanderte ausgegeben hätten. Von alten Zeiten her führen die Bürger der Stadt Goldapp den Spottnamen der „Ferkelmacher“, und zwar soll sich derselbe von einem liederlichen Maler her schreiben, der das Stadtwappen am Rathhause zu malen beauftragt worden sei. Derselbe malte aber zuerst mit Oelfarben eine Sau mit einer Ferkelfamilie und darüber mit Wasserfarben das verlangte Wappen. Die nasse Witterung spülte letzteres bald ab, während die Ferkel mit ihrer Mutter blieben, worüber dem Maler dann ein großer Prozeß angehängen wurde. Natürlich lassen die Goldapper sich an denselben nicht gern erinnern.“ —

Recht ergötzlich ist die Anekdote, mit der sich das Volk die Spitznamen

der alten aargauischen Städte erklärte. „Als Papst Martinus vom Kostnizer Konzil nach Welschland heimzog, kam er auch in das Städtchen Brugg und hielt hier Nachtlager. Die Bürgerschaft gedachte ihm mit einem Gastmahl eine Ehre anzuthun, und wählte dazu das Beste, was sie kannte. Sie kochte ihm eine schöne rosenrothe Kirchsuppe. Martinus begnügte sich damit und ritt den andern Tag nach Lenzburg, dem zweiten Städtchen. Auch dieses bestrebte sich, die päpstliche Tafel mit dem zu besetzen, was es selber für das Vorzüglichste hielt: es ließ dem heiligen Vater einen von jenen scharf duftenden grünen Ziegenkäsen auftragen, die man erst raspeln oder schaben muß, wenn sie genießbar werden sollen, weshalb man sie „Schabziegerstöckli“ nennt. „Wieder ein Fasttag!“ klagte der so Traktirte und reiste sobald als möglich aus der Käseatmosphäre weiter nach Aarau. Hier gedachte man den Luxus der beiden andern Orte weit zu überbieten, und so bewirthete man den frommen alten Herrn mit der Lieblings Speise der Bürger, einer mächtigen Schüssel weißen Mehlsbreis. „Wunderbar, wie streng diese ganze Gegend mein Fastenmandat hält!“ stöhnte leise der Wagen des Statthalters Gottes. Niedergeschlagen brach die Gesellschaft am andern Tage nach dem zwei Stunden Wegs von hier entfernten Olten auf. Die Frösche der dortigen Wiesen sind von Alters her von den Kapuzinern daselbst schmackhaft befunden worden, und so meinten die Oltener ihrem hohen Gaste nichts Besseres vorsezen zu können als eine breite Froschsuppe. „Das sind ja Christen von exemplarischem Wandel und striktester Observanz“, riefen die hungernden Kardinäle. Indes lag Aarburg nahe, wo man sich an Soliderem trösten zu können verhoffte. Leider sah man sich auch hier in seinen Erwartungen getäuscht. Hier sind nämlich in Hecken und Hagen die Schnecken so reichlich zu finden, daß der kleine Ort in der ersten Eile beschloß, seinen Besuch damit zu überraschen. Fünf Fastenmahlzeiten nach einander waren selbst einem Papste zuviel. Seufzend über eine Welt, die das Christenthum auf die Spitze trieb, bestieg Martinus sein Maulthier und ritt gen Zofingen. Kaum war er abgestiegen, so erschienen zwölf Schulknaben mit Kreuz und Fahne und deklamirten ihm lateinische Verse. Schon saß ihm ein Wort des Verdrusses über diesen Empfang auf den Lippen, da senkten sich die Fahnen, die Reihe öffnete sich, und heran schritt ein mit Kapannen und Fasanen behangener, blumenbekränzter, goldhorniger Mastochse. Gerührt stiftete Martinus auf der Stelle ein Schülerstipendium, das noch heute vertheilt wird. Die Bruggen aber heißen seitdem „Chriesfüppler“, die Lenzburger „Schabziegerstöckli“, die Aarauer „Pappenhauer“, die Oltener „Frösche“, die Aarburger „Schnecken“, die Zofinger endlich, die bis auf diesen Tag starke Lateiner geblieben sind, „Ochsen“.

Das sechste Kapitel ist ein Exkurs, welcher einen Blick auf die außerdeutschen Land- und Ortschaften wirft, denen der Volkswitz lächerliche oder

unerfreuliche Eigenschaften nachsagt, wobei der Verfasser da, wo er Italien erwähnt, daran hätte erinnern können, daß hier um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts eine ganz ähnliche Richtung des Volksgeistes auf das Komische, Spöttische und Ironische sich kundgab wie in Deutschland zur Zeit der Entstehung der Schwänke des Pfaffen Ameis, Till Eulenspiegels und des Reineke Fuchs*). Im nächsten Abschnitte bespricht das Buch die Epigramme des Volkshumors, denen wir in der Gestalt von Inschriften an Häusern, Geräthen und Gräbern begegnen, und theilt deren eine große Anzahl aus verschiedenen Sammlungen und nach eigener Entdeckung mit. Darunter befinden sich überaus komische Sachen, von denen wir aus Mangel an Raum nur die lustigen Reime mittheilen, mit denen ein Bauer in Franken dem Heiligen den Laufpaß gab, der in katholischen Gegenden die Häuser vor Feuersbrünsten schützt. Dieser Spaßvogel schrieb, als er sein Haus versichert hatte, über seine Thür:

„Heiliger Florian, Du satyrischer Schwanz,
Wir brauchen Dich nimmer, wir hab'n Affectwanz.“

Weiterhin werden Dinge, Zustände und Thätigkeiten des Lebens nach den Ausdrücken, mit denen sie der Volkshumor bezeichnet, ins Auge gefaßt, wobei vorzüglich die Spitznamen, die er Kleidungsstücken, Werkzeugen, Waffen, Speisen und Getränken gegeben hat, in Betracht kommen. Die Getränke bringen den Verfasser auf einen interessanten Exkurs, in welchem er den deutschen Saufteufel im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert schildert und einen Auszug aus dem „Jus potandi“, dem ältesten Trinkkomment, gibt. Daran schließen sich die Bezeichnungen für den Zustand des Betrunkenseins, soweit sie den Humor zum Vater haben, die für das Durchprügeln, für einen gewissen den unverheiratheten Frauen übelstehenden Zustand und endlich die für das Sterben. Das nächste Kapitel bringt zunächst eine Auswahl bildlicher Redensarten mit komischer Färbung, z. B.: „Sie machen den russischen Adler“ (wenn ein Paar am Tische sich schmollend den Rücken zuehrt), „Er sieht einen an wie die Krähe das kranke Ferkel“, „Es geschah Anno dazumal, wo die Elbe bramte und die Bauern mit Strohwischen löschen kamen“, „Er hat mit dem Gesicht auf einem Rohrstuhle gefessen“ oder: „Der Teufel hat Erbsen auf ihm gedroschen“ (beides von einem Pockenarbigigen gesagt), „Er ist so dumm wie der Dreck auf der Gasse“ u. d. Darauf folgt eine reichliche Auswahl vom Volkswitz geschaffener Sprichwörter, unter denen natürlich die Appositionen nicht fehlen, welche der Verfasser richtig und erschöpfend als „Sprichwörter“ definiert, „wo der Volkshumor einen ernsten Spruch, eine Erfahrungsregel oder sonst eine weise Lehre durch Anhängung eines Beispiels in eine Lächerlichkeit ver-

*) Vergl. die Kultur der Renaissance in Italien. Von F. Dürckhardt. S. 122—131.

wandelt oder sonst durch Verbindung von zwei nicht zu einander passenden Sätzen und Täuschung der Erwartung, welche der vordere erweckt, durch den hinteren eine komische Wirkung hervorbringt, und so wie Eulenspiegel der Narrheit über die Vernunft, dem Späße über den Ernst zum Siege verhilft.“ Es sind hier bekannte Sprüche dieser Art wie: „Besser etwas als nichts, sagte der Wolf, da verschlang er eine Mücke“, Einfach aber niedlich, sagte der Teufel, und strich sich den Schwanz erbsengrün an“, „Da schwimmen wir Aepfel, sagte der Kofsdreck zum Borsdorfer, da schwammen sie beide den Bach hinab u. d. m. mit einer großen Menge solcher zusammengestellt, die uns neu waren. Der Schluß des Kapitels, eine Auswahl neckischer Witzspiele, leitet dann auf den Inhalt des nächsten hinüber, welches eine reichhaltige Uebersicht über alles das giebt, was der Volkshumor in alter und neuer Zeit für den deutschen Räthselschatz geschaffen hat.

Der elfte Abschnitt bringt dann Lügenlieder und Lügengeschichten verschiedener Art. Sie gehörten unzweifelhaft in das Buch; denn vorzüglich gerne verweilt der Volkshumor auf dem Gebiete der Uebertreibung, Verdrehung und Verlehrung. „Spaß muß sein. Die Wahrheit macht nicht viel Spaß, also muß mit ihr Spaß gemacht werden, und die Erzeugnisse der Neigung, die so schließt, gipfeln in allerlei komischen Lügen. Die Welt steht auf dem Kopfe, der Ernst schlägt Purzelbäume, die Ungereimtheit reimt sich.“

Im zwölften Kapitel hat es der Verfasser mit der Dummheit im Märchen und der komischen Legende zu thun. Der Kern dieser Erzählungen, von denen das Buch eine Anzahl ergötzlicher Proben mittheilt, ist gewöhnlich eine Mythe, der Held derselben war einst ein Gott, ein Heros oder ein zauberkräftiger Riese oder Zwerg, während er uns jetzt als ein ungewöhnlicher Dummkopf oder als unnatürlich glücklicher Tropf, bisweilen auch als koboldartiger Eulenspiegel entgegentritt. „Schon das Christenthum hatte die alten Heidengötter, wo es dieselben nicht in Heilige der Kirche verwandeln konnte, in mehr oder minder possenhafte Gestalten umgeschaffen. Der Humor des Volkes, der sich selbst mit den Gespenstern derselben auf einen gemüthlichen Fuß zu stellen wußte, that dabei ein Uebriges, wobei er sich einestheils an Schwänke anlehnte, die schon in der Heidenzeit von gewissen Göttern erzählt wurden, andernteils der gegen Ende des Mittelalters erwachten Neigung folgte, das Schwache über das Starckscheinende, die Einfalt über den Verstand zu stellen, das Niedrige als das Höhere auftreten zu lassen, und die Dummpfiffigkeit zu loben und als Siegerin im Kampfe mit der Welt zu zeigen.“

Eine Ergänzung erfährt dieses Kapitel durch das nächste, eine Sammlung Geschichten vom „dummen Teufel“ mit einer Einleitung, welche die Entstehung und Ausbildung dieses Begriffs behandelt. Das vorletzte zeigt dann, wie der

Humor des Volkes selbst einer Anzahl von Sätzen und Bräuchen des Rechts das Leben gegeben oder ihnen wenigstens einen Zug von sich aufgeprägt, und wie er noch deutlicher Einfluß auf gewisse Theile des Ceremoniels der alten Handwerke und der alten gelehrten Genossenschaften geübt hat — Schilderungen, die durch Einflechtung des Hänfelungsverfahrens der Böttcher, wie es der Verfasser in diesem Blatte mittheilte, eine farbenreiche Illustration erhalten.

Das vierzehnte und letzte Kapitel endlich behandelt in Auszügen aus alten Predigten und vollständigem Abdruck einer solchen den Humor auf der Kanzel. Wir erhalten eine Auswahl charakteristischer Stellen aus den Leistungen Abrahams a Sancta Clara, aus einer Missionspredigt, die 1782 in Ottakring bei Wien gehalten wurde, das Beste aus Jobst Sackmanns berühmter Leichenrede auf den Küster Wichmann, endlich die hochkomische Kirmeßpredigt Pastor Spörers, eines Zeitgenossen Sackmanns, die mit den Worten: „Heute ist Kirchweih, da essen die Bauern den Hirsebrei“ anfängt, woraus man auf das Weitere schließen möge. Summa Summarum: wir empfehlen das Buch als ein mit Liebe und Geist geschriebenes, einen Schatz von Komik aller Art enthaltendes und überdies mit höchster Eleganz gelleidetes warm und angelegentlich. Es wird der angenehmste Begleiter ins Bad und in die Sommerfrische, ein willkommenes Geschenk für alle gemüthlichen und vergnügten Seelen und als ein Brevier, das gegen Mißmuth und Verdruß aller Art besser als viele andere hilft, auch Melancholikern und solchen, die dazu neigen, eine werthe Gabe sein.

Andere Frictionen.

Berlin, 26. April.

In dem Artikel „Der Reichskanzler auf Urlaub“ ist darauf hingewiesen, daß es außer der Hofopposition auch andere „Frictionen“ gibt, welche den Fürsten verstimmen und ermüden, seine Kraft aufreiben, seine Wirksamkeit hemmen und so Veranlassung zu seinem Verlangen nach Entlassung aus seinen Aemtern gaben. Wir greifen heute davon diejenige heraus, die in dem Verhalten gewisser Kräfte, welche unmittelbar unter ihm — richtiger gesprochen, neben ihm — thätig sind, zu gewissen bedeutungsvollen Reformwünschen liegt, welche die Gedanken des Fürsten erfüllen, mit deren Verwirklichung es aber nicht vorwärts will. Mit andern Worten: der Reichskanzler vermifste, als er seinen Abschied nachsuchte, namentlich bei dem einen seiner Kollegen die ex-

Grenzboten II. 1877.

29